

Gottes Wort – wer antwortet?

Erwartungen an die Vollversammlung der Bischofssynode

Vom 5. bis 26. Oktober 2008 findet in Rom die XII. Ordentliche Vollversammlung der Bischofssynode statt. Ihr Thema lautet: „Das Wort Gottes im Leben und in der Sendung der Kirche“. Es geht dabei um eine zentrale Frage des kirchlichen Lebens und Überlebens.

Wichtige Personalentscheidungen sind gefallen: Den Vorsitz hat der Präfekt der Glaubenskongregation, Kardinal *William Levada*, der aus den Vereinigten Staaten stammt; ihm assistieren die Erzbischöfe von Bombay und São Paulo, die Kardinäle *Oswald Gracias* und *Odilo Pedro Scherer*. „Generalrelator“, eine Art „controller“, ist der Erzbischof von Québec, Kardinal *Marc Ouellet*, früher Dogmatiker an der römischen Gregoriana und Sekretär des päpstlichen Ökumenerrates – ein Garant theologischer Qualität. Diese Ernennungen sind keine großen Überraschungen; die katholische Kirche spielt einmal mehr ihr Pfund aus, weltweit intellektuelle Kardinäle zu ihren Spitzenkräften zu zählen.

Als „Sondersekretär“ sollte Wilhelm Egger arbeiten, Bischof von Bozen-Brixen, ausgewiesener Neutestamentler, engagierter Hermeneutiker und guter Prediger. Ganz unerwartet ist er am 16. August 2008 gestorben. Egger hätte eine Schlüsselfigur der Synode werden können. Sein viel zu früher Tod reißt eine schmerzliche Lücke; seine Berufung bleibt ein Zeichen, das hoffentlich von vielen Bischöfen richtig gedeutet wird: keine Abkehr von der wissenschaftlichen Exegese, keine Angst vor der Kompetenz von Laien, keine Blockaden in der Bibelpastoral und der kirchlichen Bildungsarbeit.

Die Kollegialität der Bischöfe kann sichtbar werden

Auch wesentliche inhaltliche Vorentscheidungen sind bereits getroffen. Die „Lineamenta“, die vorab der Konsultation der Bischofskonferenzen, der römischen Behörden und der unierten Kirchen dienen, haben eine Fülle von Fragen zum Offenbarungsglauben, zum Schriftverständnis, zur Bibelarbeit vor Ort gestellt und mehr oder weniger intensive Antworten aus aller Welt erhalten. Das „Instrumentum laboris“, die Agenda der Synode, ist auf der Vatikan-Homepage veröffentlicht (vgl. HK, Juli 2008, 331ff.). Danach werden zwei Schwerpunkte gebildet: erstens eine Relecture der Offenbarungskonstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils, und zweitens eine Diskussion darüber, wie die pastorale Umsetzung verbessert werden kann. Beides war zu erwarten. Ein Oberseminar findet in der vatikanischen Aula nicht statt; dass sich die Bischöfe über ihre pastorale Aufgabe austauschen, ist in der Regel das Beste, was sie während der Synode tun können.

Bischofssynoden sind eine Errungenschaft des Zweiten Vatikanischen Konzils. Johannes Paul II. hat die Institution kräftig gefördert. Zwar können nur wenige Bischöfe aus den verschiedenen Nationen teilnehmen,

Thomas Söding (geb. 1956), seit 1993 Professor für Biblische Theologie in Wuppertal, gehört der Internationalen Theologenkommission an, ist Berater der Glaubenskommision der DBK, Mitglied des Deutschen Ökumenischen Studienausschusses und der Lutherisch/römisch-katholischen Kommission für die Einheit.

und es ist ein offenes Geheimnis, dass nicht alle von der Aussicht begeistert sind, für drei – früher vier – Wochen fern ihrer Diözesen Tag für Tag in die Synodenaula bei der Audienzhalle zu pilgern, um dort Stunde um Stunde den sechs- oder dreiminütigen Statements anderer Bischöfe zu lauschen.

Andererseits: Neben der UN-Vollversammlung und dem IOC gibt es kaum ein anderes Gremium, das so international ist. Der Ökumenische Rat der Kirchen ist noch bunter; aber die Welt-Bischofssynode hat immer ein klares Thema, nicht nur ein Motto; sie hat eine klare Form, ist nicht nur ein Forum, hat ein klares Mandat, nicht nur eine Intuition.

Ein *Kirchenparlament* ist die Bischofssynode allerdings nicht; denn sie kann keine Beschlüsse fassen. Sie ist auch kein Mini-Konzil. Ihr rechtlicher Status ist ziemlich genau geklärt (vgl. *Markus Graulich*, Die Neufassung des *Ordo Synodi Episcoporum*, in: Archiv für katholisches Kirchenrecht 176, 2007, 154–176). Sie ist ein Beratungsorgan des Papstes. Ihre Ergebnisse werden inzwischen veröffentlicht, haben aber lange nicht den Rang einer Enzyklika oder eines „Motuproprio“.

Sie sind gleichwohl ein nicht ganz unwesentlicher Teil dessen, was im kirchlichen Juristenjargon das „ordentliche Lehramt“ genannt wird: nicht eine Intervention in Krisengebiete, nicht ein Hochamt wie ein Konzil, sondern die ständig neue Verkündigung des Evangeliums durch diejenigen, die qua Amt Lehrer der Kirche sind. Wenn es gut läuft, wird die Synodenaula zu einem Ort, an dem beeindruckende Glaubenszeugnisse abgegeben werden: seien es Berichte verfolgter Christen, oft allerdings in starker Stilisierung und mit offenkundigen kirchenpolitischen Hintergedanken, seien es Projekte engagierter Ortskirchen, die gute Modelle entwickelt haben.

Im günstigsten Fall ist die Synode ein Gremium, in dem die Kollegialität der Bischöfe anschaulich und fruchtbar wird. Der Papst ist meistens dabei, führt aber nicht das große Wort, sondern hört zu – was Benedikt XVI., „the listening Pope“, besonders gut kann. Um so überflüssiger ist die Unsitte, in mindestens jedem zweiten Votum mindestens einmal den Papst zu zitieren, im Zweifel gerne auch ein Votum derjenigen Kongregation, der man selbst angehört. Viele Bischöfe nutzen allerdings die ihnen gewährte Redezeit, um von positiven und – leider zu oft – negativen Beispielen aus ihrer Heimat zu berichten. Andere geben theologische Kurzstatements ab. In der letzten Synodenvollversammlung fiel allerdings auf, wie gering die Kenntnisse und wie negativ die Beurteilung „moderner“ Theologie ist – die meist mit ziemlich steilen Thesen aus dem 68er-Milieu identifiziert wird; jüngere Stimmen der Theologie scheinen kaum Gehör zu finden – Ausnahmen bestätigen die Regel.

Echte theologische Debatten sind selten. Das Zweite Vatikanische Konzil, wenngleich meist in der Lesart römischer Scholastik, gibt die allgemeine Richtung vor. In der ersten Reihe sitzen die Kurienkardinäle, die üblicherweise ein wachsames Auge darauf haben, dass niemand eine Unbotmäßigkeit von sich gibt. Sie nutzen auch, sicher auf dem römischen Parkett, die von Benedikt eingeführten Freiräume für „offene Diskussionen“ allzu gerne, um das Wort an sich zu reißen. Etwas mehr Zurückhaltung derer, die ohnehin in der Schaltzentrale der Kommunikation sitzen, wäre angebracht. Ein wirkliches Gespräch findet eher in den Kaffeepausen und zu den Essenszeiten in den verschiedenen Unterkünften statt, manchmal auch in den Sprachzirkeln.

Ohne ihre Schwächen könnte die Synode aber wohl auch ihre Stärken nicht ausspielen. So viel Weltkirche kommt selbst in Rom selten zusammen, so viel Rom saugt die katholische Kirche selten auf. Alles hängt am guten Management, an kompetenten Teilnehmern, die den Mund aufmachen, und an der richtigen Themenwahl.

Das Thema „Wort Gottes“ ist an der Zeit

Johannes Paul II. hatte die *Eucharistie* zum Thema der letzten Bischofssynode 2005 gemacht. Allerdings hat sich die Bischofsversammlung, die erst nach seinem Tode stattfand, etwas schwer getan, ein eigenes Profil zu gewinnen, weil eine Enzyklika zur Eucharistie erschienen war. So ist auch nicht übermäßig viel von den Ergebnissen der Synode haften geblieben. Allerdings zeigt sich im Rückblick, dass der gegenwärtige Versöhnungskurs gegenüber den Traditionalisten, der viele neue Probleme verursacht, von langer Hand vorbereitet gewesen ist; viele Bischöfe aus allen Teilen der Welt haben ihn gefordert, niemand hat widersprochen oder auf negative Folgen aufmerksam gemacht.

„Eucharistie“ und „Wort Gottes“ sind zwei eng verbundene und doch sehr unterschiedliche Themengebiete. Die große Reform-

idee des Zweiten Vatikanischen Konzils, nicht nur den „Tisch des Brotes“, sondern auch den „Tisch des Wortes“ reich zu decken, ist offensichtlich angekommen. Aber während Johannes Paul II. gegen Ende seines Lebens mit dem Thema „Eucharistie“ den Blick nach innen gewandt hatte, ins Allerheiligste des Gottesdienstes, hat Benedikt XVI., immer noch am Anfang seiner Amtszeit, mit dem Thema „Wort Gottes“ den Blick nach außen gerichtet: auf das, was die Kirche, die Gemeinschaft der Gläubigen, sich sagen lassen muss und der Welt zu sagen hat. Er zeigt sich einmal mehr als der „evangelische Papst“ (*Johannes Röser*), der er jenseits aller innenpolitischen Debatten ist. 2007 hat er ein Jesusbuch geschrieben, 2008 ein Paulusjahr ausgerufen; die Bischofssynode nimmt ein Motto auf, das viele eher bei der „Kirche des Wortes“ erwartet hätten.

Das Thema jedenfalls ist an der Zeit. In der Konkurrenz der Religionen, inmitten der nach wie vor grassierenden Säkularisierung und angesichts des Verdachts, wer sich auf Gottes Wort berufe, sei ein tendenziell gewalttätiger Fundamentalist, ist es angesagt, die Karten auf den Tisch zu legen und zu zeigen, von welcher Hoffnung die Kirche lebt, welchen Glauben sie hat und welche Liebe sie baut. Das geht nicht in der Pose des Triumphes, sondern nur in jener Bescheidenheit, die der Erste Petrusbrief anmahnt, wenn er die Christen auffordert, Rechenschaft über den Grund der Hoffnung abzulegen, die in ihnen ist (1Petr 3,15f.).

Auch der Blick nach innen zeigt die Dringlichkeit des Themas. Christsein aus Tradition ist weltweit auf dem Rückzug; Christsein aus Einsicht und Entscheidung, wie Augustinus formuliert hat, ist das Zukunftsmodell. Die grundlegende Bedeutung des Wortes Gottes aber, das konstruktive Verhältnis des Lehramtes zur Exegese, die revolutionär neue Sicht, das Studium der Heiligen Schrift sei die Seele der ganzen Theologie – das alles ist zwar vom Zweiten Vatikanum grundgelegt, aber längst nicht überall in der katholischen Kirche angekommen.

Das *Bildungsgefälle* ist enorm. Die Reserve, das freie Wort zu hören und sich offener Kritik zu stellen, ist urbi et orbi groß, ganz im Gegensatz zum Programm des Papstes. Die Chance, die der gegenwärtige Pontifikat mit seinem intellektuellen Anspruch wie seinem spirituellen Tiefgang bietet, wird selten erkannt. In Deutschland, der Schweiz und Österreich herrschen günstige technische Rahmenbedingungen, nicht zuletzt durch die nachhaltige Arbeit des katholischen Bibelwerkes und die Chance, an staatlichen Schulen Religionsunterricht zu erteilen. Grund zur Selbstzufriedenheit gibt es allerdings nicht.

In Lateinamerika und Afrika können die sozialpolitisch enorm wichtigen Alphabetisierungskampagnen, besonders mit Frauen, von der populären Glaubensvoraussetzung profitieren, dass die Bibel das grundlegende Zeugnis des Wortes Gottes ist, weshalb brennendes Interesse besteht, das Buch der Bücher mit eigenen Augen zu lesen; genau diese Voraussetzung ist aber in den Ländern der nördlichen Hemisphäre, die über

die beste Infrastruktur verfügen, nicht gegeben. Das braucht kein Nachteil zu sein, verlangt aber eine große theologische Anstrengung jenseits von Besserwisseri, Kulturpessimismus und Resignation.

Das Konzil fortschreiben

Die dogmatische Konstitution „Dei Verbum“ war eine schwierige Geburt. Das Ergebnis ist umstritten. *Otto Hermann Pesch* sieht zu viele Unklarheiten und Kompromisse, die aus zu vielen Zugeständnissen an den konservativen Flügel resultierten (Das Zweite Vatikanische Konzil, Neuausgabe, Würzburg 2001). *Helmut Hoping* hat demgegenüber in der umfangreichen Neukommentierung der Konzilsdokumente weniger Spannungen gesehen und eine im Wesentlichen konzise Offenbarungskonzeption entdeckt, die den mainstream nachkonziliarer Theologie vorzeichne (Herders Theologischer Kommentar zum Zweiten Vatikanischen Konzil 3, Freiburg 2005). Umso wichtiger bleibt der Kommentar der Zeitgenossen und Augenzeugen, der in den Ergänzungsbänden zum Lexikon für Theologie und Kirche (zweite Auflage) erschienen ist.

Ein hermeneutischer Leckerbissen ist die Exegese von „Dei Verbum“ durch Joseph Ratzinger. Denn zum einen zeigt die Forschung zur Genese der Konzilstexte, dass er nicht ganz unerheblichen Einfluss – direkt und indirekt via Kardinal Frings – auf die Gestaltung wichtiger Textpartien genommen hat (vgl. *Norbert Trippen*, Joseph Kardinal Frings II, Paderborn 2005, 210–511); Lob und Tadel des Kommentars sind auch ein wenig so verteilt, wie der junge Peritus sich mit seinen Ideen hat verständlich machen können oder nicht.

Zum anderen ist er heute Papst und Gastgeber der Bischofssynode, deren Thema dem Duktus und der Aktualität seines Sorgen- und Lieblingskindes gewidmet ist. Mit seiner Wahl zum Bischof von Rom kommt ihm zwar kein Deutungsmonopol zu, sonst hätte er sich die Synode sparen können. Wohl aber wird zu prüfen sein, ob die Bischöfe zu einer Relecture, einer Aktualisierung, einer Fortschreibung der Offenbarungskonstitution bereit und in der Lage sind. In ihrem Primus hätten sie einen Vordenker.

Seine durchaus kritischen Kommentare zum Konzilsdokument und seiner Rezeption zeichnen einen Weg vor, dem die katholische Theologie bislang nicht auf ganzer Linie gefolgt ist. Es ging Joseph Ratzinger – und geht Benedikt XVI. – einerseits darum, den Offenbarungsbegriff der Neuscholastik radikal zu überwinden; die „Heilige Schrift“ und die „Tradition“ sieht er nicht eigentlich als „Quellen“ der Offenbarung, die von der Kirche angezapft werden, um zur Glaubenswahrheit zu gelangen, sondern als geschichtlich gewachsene, menschlich gefärbte, inspirierte Zeugnisse des lebendigen Wortes Gottes, das nicht nur in der Vergangenheit, sondern heute und in aller Zukunft laut wird und sich seine Hörerschaft auf-

baut (Joseph Ratzinger – Benedikt XVI., Wort Gottes, Freiburg 2005).

Zum anderen geht es ihm darum, den genuin theologischen Impetus von „Dei Verbum“ zu wahren und den Offenbarungsglauben nicht in eine kulturelle Lebensweise zu verwandeln, um so den Universalitätsanspruch aufzugeben, der dem Christusbekenntnis und seiner Heilshoffnung innewohnt. Ob beides zusammengeht, ist die Masterfrage heutiger Theologie.

„Dei Verbum“ ist inzwischen auch schon gut vierzig Jahre alt. Die Zeiten haben sich gewandelt. Das „Instrumentum laboris“ zeichnet die wesentlichen Grundlinien des Konzilsdokuments nach. Es nimmt auch die wichtigen Studien der Päpstlichen Bibelkommission über die „Interpretation der Bibel in der Kirche“ von 1993 und „Das Jüdische Volk und seine Heilige Schrift in der christlichen Bibel“ von 2001 auf. Aber es wäre überfordert, wollte man von ihm verlangen, auch die Interpretationsprobleme des Konziltextes aufzudecken und aufzuarbeiten. Ob dies in der Synode – direkt oder indirekt – geschieht, wird aber entscheidend für ihr theologisches Gewicht sein.

Peter Hünermann hat schon vor Jahren herausgearbeitet, dass der geschichtstheologische Offenbarungsbegriff – zusammen mit der pastoralen Grundausrichtung des Konzils – zu einer neuen Gattung geführt hat (Tradition – Einspruch und Neugewinn, in: *Dietrich Wiederkehr* [Hg.], Wie geschieht Tradition?, Freiburg 1991, 45–68): Während das Erste Vatikanum mit „Dei Filius“ die Wahrheit des Evangeliums noch in theologischen Formeln zu beschreiben versucht, wählt das Zweite Vatikanum mit „Dei Verbum“ den Weg der erzählenden Erinnerung an das biblische Ursprungszeugnis und bildet in seiner Struktur den Duktus des biblischen Kanons ab, der auch das Credo prägt.

Zu beobachten ist aber, dass in der heutigen Auslegung des Konzils die Gattungskritik nicht selten missachtet wird: Einzelne Sätze werden aus ihrem Zusammenhang gerissen und so zitiert, als ständen sie in einem Text wie „Dei Filius“. Dann aber sind unlösbare Interpretationskonflikte vorprogrammiert. Die Synode wird theologisch scheitern, wenn sie nicht das geschichts- und offenbarungstheologische Denken einübt, das „Dei Verbum“ vorzeichnet.

Es braucht eine genaue Situationsanalyse

Große Hoffnungen ruhen auf den Vertretern der Katholischen Ostkirchen, weil sie das heilsgeschichtliche Denken mit der Muttermilch aufgesogen haben. Die westlichen Bischöfe sind gefordert, von den Erfahrungen der Theologie zu berichten, dass die Kirche am besten fährt, wenn sie den offenen Dialog mit dem Atheisten und Agnostikern, mit Skeptikern und Zweiflern, mit Angehörigen anderer Religionen, mit der Philosophie und Wissenschaft führt, um verständlich und verbindlich den Glauben an das lebendige Wort Gottes zu vertreten.

Die Kirchen des Südens hingegen werden sagen müssen, wie weit ihnen die neuzeitliche Theologie, die – auch im Widerspruch – von der Aufklärung bestimmt wird, hilft, ihre Probleme zu lösen und welche Impulse sie aus ihren kulturellen Kontexten und Erfahrungen der Weltkirche geben können.

Zur Besinnung auf eine Theologie des Wortes Gottes gehört eine genaue, kritische und selbstkritische Situationsanalyse. Konnte man bei den „Lineamenta“ noch die Befürchtung haben, es werde einmal mehr die Melodie „Böse Welt – gute Kirche“ erklingen und das Motto „verwirrende Theologie – klärendes Lehramt“ herrschen, schlägt das „Instrumentum laboris“ einen anderen Ton an. Das stimmt hoffnungsfroh, darf aber in der Synodenaula nicht in das übliche Lamento umschlagen, das niemand mehr hören kann.

Zwei Stichpunkte, die im „Instrumentum“ genannt werden, sind Schlüsselbegriffe der Debatte. Immer wieder wird Benedikt XVI. mit dem Kampf gegen die Diktatur des Relativismus in Verbindung gebracht. Darüber wird leicht vergessen, dass er von seinen ersten Reden an auch die Gefahr des *Fundamentalismus* beschrieben hat. Seine Idee, dass es eine wechselseitige Selbsterhellung und Selbstbegrenzung von Glaube und Vernunft gebe, ist ein Postulat theologischer Aufklärung. Beim Thema „Wort Gottes“ ist die explizite Auseinandersetzung mit dem Fundamentalismus fällig.

Das „Instrumentum laboris“ kritisiert am Fundamentalismus – wie zuvor die Päpstliche Bibelkommission, die zitiert wird – eine „eigensinnige und verkürzte Interpretation“, die daraus resultiere, dass „die Natur der Texte“ missverstanden werde. Man kann und muss es noch deutlicher sagen: Die vorgeblich „wörtliche“ Schriftauslegung, wie sie den Fundamentalismus prägt, beruht auf einer optischen Täuschung, weil unversehens die eigenen Erwartungen auf die biblischen Schriften projiziert werden. Die historische Bibelkritik ist unverzichtbar. Dass es inzwischen auch die Option einer kanonischen Exegese gibt, darf nicht zum hermeneutischen Revisionismus führen.

Neue Formen einer Theologie des Wortes Gottes

An dieser Stelle wird sich nicht nur der Rang der Bibelwissenschaft entscheiden, sondern der theologische Stil, den die katholische Kirche künftig pflegen will: ob durch eine Immunisierung gegen den scheinbar üblen Zeitgeist oder durch einen Dialog mit der jeweils gegenwärtigen Kultur die Sprache des Glaubens klarer werden soll. Gelingt dies, wäre das ein starkes Zeichen für den Islam, sich die kritische Auseinandersetzung mit dem Judentum und dem Christentum, aber auch mit der „Welt“ nicht zu ersparen, sondern mit der Hoffnung auf eine Vertiefung und Ausweitung der eigenen Religion zu verbinden.

Ein zweites Stichwort, von dem nur zu hoffen ist, das es möglichst viele Bischöfe aufgreifen, ist „Bildung“. Das siebte von acht Kapiteln des „Instrumentum“ ist überschrieben: „Das Wort

Gottes im Dienst und in der Bildung des Volkes Gottes“. Das Christentum ist – aus jüdischem Erbe und kultureller Prägung – eine Bildungsreligion (Peter Gemeinhardt, *Das lateinische Christentum und die antike pagane Bildung*, Tübingen 2007). In den westlichen und nördlichen Ortskirchen, die von einer Strukturkrise geschüttelt werden, wird zwar enorm viel Energie in die Neuorganisation der Gemeinden und der kirchlichen Dienste gesteckt; aber es fehlt an einer *Qualifizierungsoffensive*, die es Laien erlaubt, die größere Verantwortung, die sie tragen sollen, auch guten Gewissens zu übernehmen.

Bibelkenntnisse sind Schlüsselqualifikationen. Zu den „soft skills“ gehören aber auch intellektuell und spirituell geklärte Kenntnisse über die Essentials des Glaubens, über die Liturgie und Caritas der Kirche. Wenn Wort-Gottes-Feiern nicht nur Lückenbüßer sein, sondern die alte Form der Andacht zeitgemäß – und schriftgemäß – erneuern sollen, führt kein Weg an intensiver Bildung und Ausbildung vorbei. Die enormen Reibungsverluste, die es derzeit zwischen Priestern, Diakonen und „Laientheologen“ gibt, von den Religionslehrern ganz zu schweigen, könnten dazu verleiten, stärker auf Abgrenzung zu setzen. Das wäre ein Irrweg.

Erst wenn es zwischen Weihe und Kompetenz nicht mehr ein eindeutiges, sondern ein vielschichtiges Verhältnis gibt, stellen sich ja die eigentlichen Fragen, worin die genuinen Aufgaben der einen und der anderen bestehen. Die Einschärfung des Predigtverbotes für Laien im „Instrumentum“ hilft jedenfalls nicht viel weiter. Die Sakramentenkatechese, die immer noch weitgehend den Müttern überlassen wird, fordert ein ganz starkes Engagement der Hauptamtlichen im Gespräch mit ihnen, damit sie wirklich, wie sie es ja wollen, Lehrerinnen des Glaubens werden können.

Im weltweiten Maßstab betrachtet, sind das allerdings Randprobleme. In Südamerika wird der Zustrom zu den Pfingstkirchen nur dann eingedämmt werden können, wenn es auf breiter Fläche eine kompetente Bibelpastoral gibt, die zeigt, wie nahe das Wort auch in Santiago, Bogota und Rio de Janeiro ist. Afrika und Asien sind die Kontinente der Zukunft. Priestermangel kennen sie nicht; aber sie kennen bislang auch kaum einheimische Laienkräfte, die kompetent genug sind, in der Katechese und im Gottesdienst mit ihrem Pfund zu wuchern. Wichtige pastorale Initiativen – man denke nur an „Bibel teilen“ – wirken schon aus der südlichen Hemisphäre zurück.

Nord und West können nur auf weitere Impulse hoffen – und werden ihrerseits kritisch beobachten, ob der pastorale Eifer mit einem Mangel an theologischer Reflexion einhergeht oder ob auch neue Formen einer Theologie des Wortes Gottes entwickelt werden. Man braucht nur an die weisheitlichen Traditionen Asiens, an die Nachbarschaft mit dem Buddhismus und Konfuzianismus zu denken, um zu ahnen, welches Potenzial darin liegt, nicht nur römische Theologie weltweit zu exportieren, sondern die katholische Seele der Kirche durch die Kulturen des Ostens zu beflügeln.

Die Eucharistie-Synode 2005 hatte ein Gespür für das Mega-Thema Spiritualität; aber viele Bischöfe waren in der Frömmigkeit ihrer Jugend befangen und haben nicht genau genug zugehört, dass Benedikt XVI. die eucharistische Anbetung als höchste – und also: nicht als einzig wahre – Form katholischer Frömmigkeit beschrieben und gefeiert hat.

Durch das Thema „Wort Gottes“ kommt das Mega-Thema Rationalität ins Spiel. Jesus hat ja gesagt, dass Gott nicht nur mit ganzem Herzen, ganzer Seele und ganzer Kraft, sondern auch mit vollem Verstand geliebt werden soll. Dass es einen heiligen Text gibt, den alle Welt lesen kann; dass es ein Glaubensbekenntnis gibt, das die Kirche zum Verein der Freunde klarer

Aussprache macht; dass es Glaubensgespräche, theologische Debatten, katechetische Einführungen und Bildungswege des Glaubens gibt – das alles gehört zum Charisma des christlichen Glaubens.

Geistliche Schriftlesung wird gesucht und empfohlen – ist aber nichts anderes als konsequente Exegese. Die Bischofssynode hat mit dem Thema „Wort Gottes“ die große Chance, das alte Aufklärungsprojekt der katholischen Kirche zu erneuern. Das gelingt nur, wenn der Areopag, auf dem der Wiener Kardinal *Christoph Schönborn* das Jesusbuch des Papstes angesiedelt hat, in der vatikanischen Aula nicht aus dem Blickfeld gerät.

Thomas Söding